



## Gott umarmt uns mit der Wirklichkeit

Nie zuvor haben die Städte, in der wir drei Helferinnen zuvor lebten, uns so zur inneren Auseinandersetzung herausgefordert, wie dies in Berlin der Fall ist! Im Herbst 2017 ist unsere Gemeinschaft in Lichtenberg, einem Stadtteil im Berliner Osten, angekommen. Wir bewegen uns seitdem in immer wieder ganz verschiedene Realitäten: In unserer Wohnanlage sind wir umgeben von jungen Familien und freuen uns über das fröhliche bunte Treiben der Kinder auf dem Gelände. Eine Reihe von Seniorenheimen befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft. Die Einsamkeit bereitet den Menschen nicht nur dort große Schmerzen. Wir leben am Rande der früheren Stasi-Zentrale, deren Gebäude bis heute etwas Bedrückendes ausstrahlen und erleben die Menschen aus unserer Pfarrei, denen wir immer wieder dankbar sind, wenn sie uns aus ihrem Leben während der DDR-Zeit berichten. Wir treffen auf West-Berliner, die noch nie im Ostteil der Stadt waren genauso wie auch Ost-Berliner, die die Westbezirke nicht kennen. Ein paar Gehminuten von uns entfernt Richtung Westen hält regelmäßig die linksautonome Szene die Polizei auf Trab, weiter im Osten sind es die Rechten. Viele Investoren schaffen moderne Wohnparks, die das Stadtleben attraktiv machen, für die, die es sich leisten können. Wenn wir zur S-Bahn gehen, treffen wir auf manche der Menschen, die sich in Berlin nichts mehr leisten können, als ein Leben auf der Straße. Demonstranten legen mal mehr, mal weniger friedlich den Verkehr lahm. Quer über die Stadt verteilt, gibt es unzählige Mahnmale für Ereignisse, bei denen die menschliche Würde und die Demokratie mit Füßen getreten wurden. Es gibt kaum einen Tag, an dem nicht mindestens ein Nachrichtenbeitrag aus dem politischen Berlin stammt. In Berlin kann man erleben, was eine kulturell und weltanschauliche pluralistische Gesellschaft bedeutet. Hier kann man alles sein. Selbst katholisch, auch wenn sich diesen Luxus nur ca. 10% der Berliner leisten. Die anderen haben nicht unbedingt vergessen, dass sie Gott vergessen haben. Viele von ihnen sind spirituell Suchende, für die das Christsein jedoch nur eine Option unter vielen ist. Diese Buntheit zieht viele Menschen an, während im umliegenden Brandenburg sich viele Menschen abgehängt fühlen. Besonders weil die Infrastruktur dort an vielen Orten und in vielen Bereichen noch recht schwach entwickelt ist.

Neben unseren je persönlichen Apostolaten bestimmt unser Erleben dieser Stadt und dem Kontrastprogramm Brandenburg häufig unsere Gespräche. Wir erleben eine Vielzahl von Spannungsbögen, Fragen und Probleme, auf die es keine einfachen Antworten und erst recht nicht

Lösungen gibt. Wir sind herausgefordert, dies auszuhalten und dennoch offen und aufmerksam zu bleiben für alle diese Facetten der Wirklichkeit.

*„An den verschiedenen Orten, an die wir gesendet werden, gehören wir zu Gemeinschaften von Menschen, deren Freuden, Hoffnung und Sorgen wir teilen. Das setzt die Kenntnis der Kultur, der Sprache und der Situation des Landes voraus. Die Verschiedenheit der Kulturen und Situationen ist eine Wirklichkeit, der wir uns stellen, aber auch eine Aufforderung, an die Möglichkeit der Verbundenheit aller Menschen untereinander zu glauben und daran zu bauen.“ (Konstitutionen, Artikel 23)*

Wir spüren, wie wir in unserem eigenen Land der Inkulturation bedürfen und wie sehr wir als Lernende auf dem Weg sind. Unsere ignatianische Spiritualität ist uns eine Hilfe, aufmerksam aufzunehmen und dem nachzuspüren, was uns fremd ist und irritiert, aber auch dem, wo wir Lebendigkeit und Freude erleben. Immer wieder beschäftigt uns die Frage, wozu uns die Vorsehung als Helferinnen-Gemeinschaft an genau diesen Ort gesendet hat.

*„Suchet das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum HERRN; denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl!“ (Jer 29,7)*

Wir sind drei von ca. 3,5 Mio. Einwohnern. Was können wir schon ausrichten?

Wir bemühen uns darum, die Wirklichkeit anzuerkennen, so wie sie ist. Oft genug heißt das, auch unsere eigene Ohnmacht anzuerkennen. Und es heißt, unsere Hoffnung zu bewahren für uns und die Menschen, denen wir begegnen. Diesen möchten wir in Offenheit und Respekt zuhören. Wir reden nicht von Gott, wenn wir nicht gefragt werden. Doch wir bemühen uns so zu leben, dass wir gefragt werden. Und wir bemühen uns darum, dann in der Sprache dieser Menschen Auskunft geben zu können von der Hoffnung, die uns erfüllt. In unserem Gemeinschaftsgebet halten wir Gott die Menschen hin, die mit uns ihre Sorgen und Nöte, aber auch ihre Freuden und Hoffnungen teilen. Das ist nicht viel. Doch wir hoffen, dass es ab und an für die Menschen, mit denen wir in Kontakt sind, einen Unterschied macht, ob wir da sind oder nicht.

Sr. Melanie Kluth sa

